

Von Texten und Überzeugungen

Reichertz, Jo; Soeffner, Hans-Georg

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Reichertz, J., & Soeffner, H.-G. (1994). Von Texten und Überzeugungen. In N. Schröder (Hrsg.), *Interpretative Sozialforschung : auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie* (S. 310-327). Opladen: Westdt. Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-58524>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Von Texten und Überzeugungen¹

1 Was ist die Frage?

Bekanntlich geht die Aufteilung der Welt in das *Sagbare*, das *beschrieben* werden kann, und das *Unsagbare*, das nur *gezeigt* werden kann, nicht auf Wittgenstein zurück, wenn auch von ihm einige der schärfsten, aber auch schönsten Formulierungen dieser Grenzziehung stammen: so auch die im Urteil sehr strenge Aussage über die leere Schnittmenge von Sag- und Unsagbarem: "Was gezeigt werden *kann*, *kann* nicht gesagt werden." (Wittgenstein 1976, 4.1212)

Diese Unterteilung drängt sich vor allem qualitativ arbeitenden Sozialwissenschaftlern auf, wenn sie daran gehen, ihre Beobachtungen und die Auswertung des dabei erhobenen Datenmaterials zu beschreiben. Vieles (und nicht das Unwesentlichste) ist nämlich auch mit dem besten Willen einfach unbeschreibbar, und zwar nicht nur wegen der hohen Komplexität: so, um nur die wichtigsten Bereiche zu nennen: (1) der Rapport mit dem Feld (vgl. Wolff 1987), (2) die teilweise erworbene Mitspielkompetenz, (3) die Begründung für die Auswahl der ausgewerteten Daten und (4) die Praxis der eingesetzten Deutungsverfahren.

Besonders mißlich ist dies, weil jeder Wissenschaftler, also auch jeder qualitativ arbeitende Sozialwissenschaftler nicht nur seinen wissenschaftlichen Lesern etwas erzählen (ethno-fiction), sondern von der Güte seiner Arbeit (Beobachtung und Auswertung) *überzeugen* will und muß - nimmt er seine Tätigkeit ernst. Doch kann dies trotz der o.a. nicht elimierbaren Lücken und Auslassungen gelingen, wenn man als Autor nur den Text als Überzeugungsmittel zur Verfügung hat?

Oder gibt es im Text doch ein 'Schlupfloch' für das Unsagbare, wie Russell in dem (ungedruckten) Vorwort zu Wittgensteins 'Tractatus' vermutet: "... mich läßt der Umstand zögern, daß Wittgenstein es trotz allem fertig bringt, eine ganze Menge über das zu sagen, was nicht gesagt werden kann. Das läßt den skeptischen Leser vermuten, daß doch ein Schlupfloch (...) vorhanden sei." (Russell 1972: 80)

Die hier thematisierten Fragen lauten also: (1.) *Vor welchen strukturellen Problemen steht hier und heute ein Sozialwissenschaftler, wenn er einen Forschungsbericht schreiben will und (2.) (wie) kann er diese lösen?*

Mit 'strukturell' sind dabei all jene Probleme adressiert, die sich einfach dadurch eröffnen, daß man ein weiteres Exemplar der kommunikativen Gattung (siehe

¹ Dieser Artikel geht auf Überlegungen zurück, die im wesentlichen bereits in Reichertz 1992 und Soeffner 1992 veröffentlicht vorliegen.

Luckmann 1988 und 1989) 'Forschungsbericht' erstellen will, die also jeder Autor solcher Texte bearbeiten muß - im übrigen unabhängig davon, ob er sie bewußt wahrnimmt oder nicht.

Und die Hervorhebung des *'hier und heute'* deutet bereits die These an, daß die jeweilige Ausprägung einer kommunikativen Gattung (also das konkrete Einzelexemplar) nicht aus einer universellen Logik resultiert, sondern sich stets an dem Diskurs der relevanten historischen Interaktionsgemeinschaft über das Thema *orientiert*, unter welchen Bedingungen Einzelexemplare der kommunikativen Gattung *'Rekonstruktion von Erkenntnisgewinn'* als gelungen und somit als für die jeweilige Bezugsgruppe akzeptabel anzusehen sind.

Im weiteren geht es also *nicht* um Erkenntnis- oder gar Wahrheitstheorie (also nicht um eine *'logic of discovery'* oder eine *'logic of verification'* [siehe Reichenbach 1983]), sondern um einen kleinen Teil des gesellschaftlichen Diskurses zur *'logic of generating scientific belief'*. Erkenntnis- und Wahrheitstheorien bilden in diesem Verständnis keine Alternativen zu einer *'logic of generating scientific belief'* (sie sind auch keine Unterthemen dieser Logik), sondern Teile eines völlig anderen Diskurses zur *'Organisation von Erkenntnisgewinn'*.

Der im weiteren untersuchte Teilbereich einer *'logic of generating scientific belief'*, nämlich die *'logic of writing a research report'* unterscheidet sich aber auch sehr deutlich von einer *'logic of arguments'* (Toulmin 1958), desweiteren auch von einer *'logic of placing a text'*² - auch wenn sie mit beiden eine (kleine und jeweils verschiedene) Schnittmenge bildet.

Ziel der hier angestellten Überlegungen ist die für jede Wissenschaftsdisziplin notwendige Aufklärung der eigenen Schreib-Praxis, der man sich, obwohl konstitutiver Teil der übergreifenden Praxis der Profession, bislang in Deutschland (mit den unterschiedlichsten Gründen) eher zögerlich zuwendet. Ausnahmen bilden z. B. Berg/Fuchs 1993a und 1993b; Duerr 1987; Kohli 1981; Lepenies 1978; Reichertz 1991a und 1991b; Wolff 1987 und 1992 und Heft 4 der Zeitschrift KEA 1992 (Writing Culture).

Das ist insbesondere im angelsächsischen Raum völlig anders. Dort hat sich in den letzten Jahren nicht nur unter den Ethnographen eine weitgefächerte Diskussion zu dem Thema *'Der Wissenschaftler als Autor von Texten'* entwickelt, so z.B.: Atkinson 1990; Clifford/Marcus 1986; Clifford 1988; Geertz 1990; Gusfield 1976; Hammlersley 1990; Mulkay 1985; Overington 1977; Tyler 1991; Van Maanen 1988 (zu der Diskussion im Bereich der Naturwissenschaften siehe die in Knorr-Cetina 1984: 291-295 angegebene Forschungsliteratur). Wegen des neuerdings hohen Stellenwertes der Diskussion um die ethnographische Darstellung diagnostiziert Lüders 1994 deshalb völlig zurecht (für die angelsächsische Ethnographie) in bezug auf den Aufmerksamkeitsfokus einen "sich abzeichnenden Wechsel von der (teilnehmenden) *Beobachtung* hin zum (ethnographischen) *Schreiben*" (5) (siehe auch Berg/Fuchs 1993a).

2 Gemeint sind hier die Verfahren, welche der Autor anwenden muß, seinen Text neben geeigneten anderen Texten (Vor- und Nachworte, Widmungen und Zueignungen, Klappentexte, Verlagsprogramme etc.) zu plazieren. Eine gute Beschreibung dieses schwierigen 'Geschäfts' findet sich in Genette 1990.

2 Kommunikative Gattungen als gesellschaftliche Ordnungsleistungen

Unser analytisches Interesse gilt der gesellschaftlichen Ordnung als einer ständig zu erbringenden Leistung. Es gilt jenen Beigaben, die alles gesellschaftliche Handeln begleiten. Es zielt auf die elementaren Mittel, derer wir uns bedienen, wenn wir uns aneinander und damit auch an unseren Mutmaßungen über die Erwartungen (und Erwartungserwartungen) anderer uns gegenüber orientieren: Es geht um die unentwegte Arbeit an der gesellschaftlichen Form und um die Darstellungsmuster, Arrangements und Inszenierungspraktiken, denen sich gesellschaftliche Ausdrucksgestalten verdanken.

Diese Darstellungsformen müssen immer wieder neu im Handeln umgesetzt werden. Sie sind an ihre Realisierung im Handeln gebunden, binden aber ihrerseits das Handeln an vorgegebene, tradierte und erlernte Muster. Sie unterwerfen das Handeln ihrem 'Eigen-Sinn'. Da dieser den Handelnden oft genug nicht bewußt ist, zwingt sich ihnen in den Darstellungsmustern ebenso oft ein fremder Wille auf: das 'eingefrorene', zu fester Form erstarrte Wissen und die häufig kaum mehr erahnbaren Intentionen vergangener Generationen.³

Unser Wissen um Herkunft, Ordnungsleistungen und ursprünglichen Handlungssinn der von uns im Handeln wieder aufgegriffenen Darstellungsformen ist nicht besonders stark ausgeprägt. Es ist kein Wissen *über* das Handeln, sondern ein Wissen *im* Handeln: Den im Handeln dargestellten Formen des Wissens entspricht kein explizites Wissen um die Form.

So neigen wir dazu, die 'Form' vom 'Inhalt' abzutrennen. Die Rede von den angeblich 'leeren' Ritualen oder von 'bloß totem', ritualisiertem Handeln entspringt dieser Neigung. Damit ignorieren wir, daß wir in Bräuchen und Ritualen den Kultus des alltäglichen Lebens formen. Wir vergessen oder übersehen, daß die 'Wahl' einer Form - neben vielem anderen - soviel erkennen läßt: die Form *ist* selbst ein 'Inhalt', der die Handlungsäußerungen jeweils in einer spezifischen Komposition ausgestaltet und in die für sie typischen Tonarten und Harmonien oder Disharmonien einstimmt. So wenig, wie man die Odyssee für eine Novelle und 'Wanderers Nachtlied' für einen Kurzroman halten kann, so wenig lassen sich Begrüßungs- und Abschieds-, Beerdigungs- und Verliebtheitsrituale beliebig vertauschen. Das Handeln hat seine 'Gattungen' ebenso wie die Literatur die ihren.

Daher ist es mehr als mißverständlich, wenn in den sich gegenwärtig eigentümlich vermehrenden, forschungsfremden Handbüchern und Rezeptsammlungen zu 'qualitativen' Methoden in den Sozialwissenschaften von 'Musteranalysen' (o.ä.) gesprochen und der Sozialwissenschaftler - in falsch verstandener Anwendung sprechakt-theoretischer oder ethnomethodologisch-konversationsanalytischer Annahmen - dazu

3 Die häufig vorfindbare Bindung solcher Darstellungsmuster und 'Alltagsrituale' an Bräuche, Konventionen, Verhaltensnormen und Sitten ist alles andere als zufällig. Auch bei diesen Verhaltensschemata läßt sich der konkrete Ursprung nicht mehr festhalten. Ihre Entstehungsgründe verlieren sich im Dunkeln und/oder sind dem Bewußtsein der Handelnden nicht mehr zugänglich. (vgl. dazu Benedict 1955).

angehalten wird, sich als Taxonom und Archivar von Formen und Mustern zu betätigen, 'mit deren Hilfe', wie suggeriert wird, soziale Ordnung hergestellt werde: Dem aufmerksamen Beobachter wird nicht entgehen, daß die jeweils von ihm untersuchten Muster und Darstellungsformen nicht zu einer bestimmten Ordnung führen, sondern daß sie diese bestimmte Ordnung *sind*.

Die Realisierung einer Darstellungsform ist konkrete und praktische Herstellung einer Ordnung. Mustersammlungen können dementsprechend nicht mehr sein als Anthologien exemplarisch dokumentierter und rekonstruierter Darstellungsformen, denen man begründet eine Gattungsbezeichnung zuweisen kann. Folglich ist es unnützlich, analog zum 'poetischen Trichter' einen Leitfaden für Rituale und Darstellungsformen des Handelns zu schreiben. Die Ordnung des Handelns wird weder im Labor noch am Schreibtisch entworfen. Sie wird in ihren Traditionen und Variationen von Handelnden geschaffen und fortgeführt, die ihrerseits die einzelnen Handlungselemente zu immer neuen Mosaiken im Rahmen bekannter Genres gestalten - oder neue Genres hervorbringen.

So einzigartig einerseits die konkrete Realisierung eines Rituals oder einer Darstellungsform ist, so gleichförmig wirkt andererseits die Abfolge von Routinen, 'Verhaltensgewohnheiten' und Ritualen im Alltag der immer wiederkehrenden Verpflichtungen und Verrichtungen. Im Kreislauf der Routinen scheint die Zeit stillzustehen oder zähflüssig zu werden. Es entsteht der Eindruck, als geschehe nichts 'wirklich'. Aber für eine Teilantwort auf die Frage nach dem Wesen sozialer Ordnung ist gerade das mitentscheidend, was geschieht, wenn (scheinbar) nichts geschieht: hier vollzieht sich die Tradierung und Einschleifung der Formen. Hier erhalten die großen und kleinen Rituale und 'Muster' ihre Unverwüstlichkeit. Hier liegt aber auch der Grund für ihre 'mangelnde' Explizitheit, für das nicht mehr artikulierte, buchstäbliche 'tacit knowledge': Was ständig und selbstverständlich immer wieder aufs Neue getan wird, bedarf im alltäglichen Handeln keiner weiteren Erläuterung.

In der Wiederholung verlieren sich die Hinweise auf Entstehungszeit und 'Gründe' der Formen. Die 'Alltagshandelnden' würden auf die Frage, warum sie bestimmte Routinen, Formen und Rituale 'benutzen', mit neuen, oft ad hoc erfundenen 'praktischen Erklärungen' (Scott/Lyman 1976) antworten. Aber auch dem hartnäckigeren Beobachter alltäglicher Rituale erschließen sich nicht mehr als einige wenige Verweisungsspuren, wenn er sich nicht auf eine detaillierte Einzelfallrekonstruktion einläßt. Diese allerdings gewährt ihm Einblicke in den Prozeß, der aus Ordnung und Wiederholung Wiederholungszwang und Zwang zu einer bestimmten Ordnung und Form werden läßt.

Er sieht, wie die Formen sich ihre eigenen Realitäten bilden, Neues als solches zerstören oder als 'Neues' der Wahrnehmbarkeit entziehen und nach 'alten' Mustern bearbeiten. Er erkennt die Konsequenzen des 'Eigensinns' der Formen und Rituale, entdeckt, daß sie als Artikulationsmuster für eine bestimmte Sichtweise von Realität und *zugleich* als Auslösungsmuster für eine weitgehend festgelegte Handlungsabfolge figurieren, in der sich diese Sichtweise als reales Handeln manifestiert. Er versteht schließlich, daß bestimmte, kontinuierlich tradierte Handlungsformen und Rituale als

spezifische symbolische Formen über eine lange Zeit von einer Gesellschaft aufbewahrt werden können - gewissermaßen als Handlungsauslöser in Ruhestellung.

3 Kritik des scheinbar 'stillosen Stils'

Gewiß ist die Frage nach den Problemen, die der Autor von Forschungsberichten zu bearbeiten hat, eine *Frage*, aber ist sie auch eine interessante Frage, trifft sie also ein *Problem*, dessen Lösung von besonderer Bedeutung wäre? Oder anders: ist das Schreiben von Forschungsberichten nicht nur verbunden mit (für diese Wissenschaftsdisziplin) marginalen Fragen der Wahl des rechten Wortes und Stils?

Leider muß diese Frage verneint werden, und zwar aus der Sicht jeglicher qualitativ arbeitender Sozialforschung. Allerdings erkannten - historisch gesehen - zuerst die Ethnographen das Problem (vgl. Berg/Fuchs 1993b): anders als z.B. der Chemiker, dessen Untersuchungen und dessen damit einhergehende Beobachtungen durch den rezipierenden Fachkollegen leicht(er) selbst zu wiederholen sind, oder anders als der Literaturwissenschaftler, welcher dem Leser den untersuchten Text plus Auswertung zwecks Prüfung der Nachvollziehbarkeit mitliefern kann, untersucht der Ethnograph etwas, das der Leser (a) selbst nicht in Augenschein nehmen kann, (b) dessen erneute Untersuchung unter gleichen Bedingungen *ausgeschlossen* ist und (c) das er aufgrund seines Vorwissens nicht adäquat nachbilden kann. Da Ethnographen zudem meist alleine arbeiten, werden sie sowohl bei der Untersuchung als auch bei der Berichterstellung weder von einem Mitarbeiterteam kontrolliert, noch können sie Zeugen benennen, die ihre Darstellung bestätigen. Der Autor ethnographischer Berichte verfügt also nur über den Text, um zu überzeugen, oder anders: der Leser hat *allein* den Text, um zu prüfen. Wissenschaftliche Leser von Forschungsberichten aus anderen Wissenschaftsbereichen können dagegen geschilderte Untersuchungen vor Ort wiederholen oder im Labor nachbilden, somit also außertextuelle, nichtsemiotische Mittel zur Überprüfung der Gültigkeit eines Forschungsberichts heranziehen.

Weil dem Ethnographen also *allein* semiotische Mittel für seine Überzeugungsarbeit zur Verfügung stehen, erweist sich auch die oben gestellte Frage nach dem gezielten Einsatz dieser Mittel für die Ethnographie als essentiell. Dennoch teilte sie lange Zeit (wenn auch nicht zu ihren Anfängen - siehe Lepenies 1978) mit den anderen Geisteswissenschaften den Glauben an die EINE grundlegende Regel wissenschaftlichen Schreibens, welche besagt, "daß man sich auf die einfachste und klarste Weise ausdrücken sollte, und daß vom Stil einer wissenschaftlichen Abhandlung zu reden in etwa dem Reden vom moralischen Charakter eines Fisches ähnelt." (Peirce 1990: 238)

Der propositionale Gehalt von Aussagesätzen allein soll überzeugen, nicht der strategische Einsatz von Gestaltungsmitteln - so der implizite Glaube. Stilfragen wurden mit einem unwürdigen 'Überreden' in Verbindung gebracht, welches sich dagegen bei der klaren Präsentation der selbst-evidenten Fakten als völlig überflüssig erweisen soll. Als Ideal galt vielen Ethnographen die scheinbar perspektivenfreie Sprache der Naturforscher, so z. B. die der Physiker oder Biologen kurz: ein 'stilloser Stil' ("The style of non-style is itself the style of science." Gusfield 1976: 19)

Ein 'Ich', das wahrnimmt, wird nicht benannt, so als ob es nicht existiere. Die leblosen Objekte werden vitalisiert: sie handeln selbständig und zeigen von sich aus etwas, während die konkreten Subjekte, die etwas sehen, hören oder riechen, nicht auftauchen. Es entsteht eine magische Sicht der Dinge, welche dem Leser die Illusion anträgt, die Objekte zeigten sich selbst.

Dieser Stil der Präsentation stellt den Leser hinter einen Einwegspiegel: die Welt zeigt sich ihm, wie sie ist, weil sie sich unbeobachtet wähnt. Der darstellende Autor dagegen, der wahrgenommen, gedeutet, seine Deutungen auswählt und anordnet hat, wird unterschlagen. Dieses fast zwanghafte Entfernen des Beobachters und Autors aus dem Text wirkt wie eine antiseptische Maßnahme - so als würde die dargestellte 'Sache' durch die Berührung mit dem schreibenden Ethnographen verunreinigt oder gar vergiftet. Diese Ausmerzung des Autors hat zwei Folgen: er entzieht sich damit sowohl der eigenen wie auch der fremden Kontrolle.

Ein solcher Stil transportiert jedoch nicht nur implizit ein vorwissenschaftliches Weltbild, sondern indem der Autor seine Weise der Beobachtung nicht mehr zu begründen glaubt, universalisiert er sie, und legitimiert seine Sicht der Dinge nicht mit einem Verweis auf die besondere Kompetenz seiner Person, sondern über die Zugehörigkeit zu einem systematisierten Ganzen, das sich über die Kriterien einer sachgerechten Beobachtung einig weiß. (vgl. auch Foucault 1974: 19ff)

Mit einem solchen Stil wird aber noch ein weiterer Irrtum nahegelegt, der Irrtum nämlich, das Beobachtete oder die Beobachtungen könnten in Texten einen Abdruck hinterlassen. Kurz: es wird der Eindruck erweckt, Nichtsprachliches ließe sich problemlos mittels Sprache abbilden, speichern und wiederholen.

Diese Probleme muß der Wissenschaftler sich bewußt und somit verfügbar machen, will er zum einen sich zumindest die Chance geben, über seine Art der Darstellung bewußt zu entscheiden, und will er zum anderen den Fachkollegen die Möglichkeit eröffnen, die Gründe seiner Entscheidung nachzuvollziehen und zu akzeptieren. (Vermeintliche) Gewißheiten hat nur der, welcher glaubt, es gebe nur eine Möglichkeit, seine Deutungen (im handgreiflichen Sinne des Wortes) 'nieder'zuschreiben. Es gibt allerdings noch zwei Wege, mit dem Problem zu Rande zu kommen. So kann man einmal nach der Maxime: 'Denk nicht darüber nach, tue es einfach!' auf die Güte seine 'impliziten Wissens' (vgl. Polanyi 1958) vertrauen, oder man kann sich ein von den Fachkollegen empfohlenes Schreibrastr (z.B. American Sociological Association 1958, siehe auch Friedrichs 1981: 394ff) als Vorlage nehmen und als Prokrustes tätig werden. In all den genannten Fällen bleiben die Darstellungsentscheidungen bewußtlos, was der sinnvollen Maxime von Wissenschaft widerspricht, den Deutungsprozeß für sich selbst, aber auch für die überprüfenden Leser durchschaubar zu machen.

4 Nicht hintergehbare Bestandteile der Textproduktion - eine Auswahl

Wenn der Wissenschaftler sich anschickt, einen Forschungsbericht zu schreiben, muß er sich stets ex post seiner eigenen Arbeit zuwenden. Was ihm vorliegt, sind seine Erinnerungen an die teilnehmende Beobachtung, die gesammelten 'natürlichen' und

wissenschaftlich aufbereiteten Daten und seine mehr oder weniger systematisierten Deutungen des Ganzen. Mag er in einer vorgeordneten Phase seiner Arbeit unter Einsatz des systematischen Zweifels sich seine Deutungen gedeutet und diese damit geprüft haben, so steht es nun an, mithilfe des systematischen Zweifels über die Angemessenheit seiner bevorstehenden Schreibe zu entscheiden. Dabei muß er in Rechnung stellen,

"daß der durch den Zeigeakt abgehobene Gegenstand von einem Kranz appäsentierter Bezugspole umgeben ist, die je auf ihre Weise eine begrifflich-bedeutungsmäßige Eingrenzung des mit dem Wort verbundenen Sinns leisten. Der eine Bezugspol ist rein innersprachlich bestimmt und dort systemmäßig abgesichert, der andere ist aus dem sedimentierten sozialen Erfahrungsvorrat hergeleitet und entspricht den typischen sozialen Attributen, mit denen dieser Gegenstand in der Wirklichkeit qua Wissen auftritt." (Kellner 1981: 341)

Innersprachliche Verweisungen sind demnach neben dem *sozial erworbenen Wissen von der Welt*, in der wir leben, die beiden Größen, welche den Bedeutungshorizont jedweder sprachlichen Zeigeakte aufspannen und begrenzen. Innersprachliche Verweisungen und das Wissen um Welt bilden zusammen ein 'soziohistorisches Apriori', das uns überliefert, aber auch auferlegt ist, uns, unseren Vorfahren, unseren Mitmenschen, auch unseren Nachfolgern (Luckmann 1984). Innersprachliche Verweisungen eröffnen erst die Möglichkeit der Verständigung und stehen deshalb nur in engen Grenzen zur Disposition, das Wissen von der Welt ist dagegen liquider, es kann erweitert und auch abgeändert werden.

Auf die innersprachlichen Verweisungen, die mit dem Gebrauch von Sprache einhergehen, haben in den letzten Jahrzehnten (natürlich im Anschluß an z.B. die Arbeiten von Herder, Humboldt oder Mauthner) eine Fülle von Forschungsarbeiten hingewiesen. So hat, um nur einige wenige Beispiele zu nennen, Dux herausgearbeitet, daß in der *Grammatik* der deutschen Sprache ein spezifisches, europäisches Verständnis von Subjektivität eingelassen ist (Dux 1982, allgemeiner Whorf 1971), eine Reihe anderer Arbeiten hat die komplexen Weltdeutungen, welche die *Semantik* einer Sprache durchtränken, gezeigt (Weisgerber 1950, Whorf 1971, Gipper 1972). Die verzaubernde, weil die weitere Darstellung strukturierende Kraft der *Metaphern* ist demonstriert worden (Bachelard 1984: 128ff), außerdem die grundsätzlich nicht aufhebbare *Indexikalität* menschlicher Sprache - die Umgrenzung der Bedeutung von Worten führt zu immer weiteren Bedeutungsumgrenzungen, ohne daß ein fester Boden erreicht werden kann (Garfinkel 1973).

Die Diskussion zwischen den Literaturwissenschaftlern und Historikern hat gezeigt, daß von den *narrativen Mustern* unserer Kultur Darstellungszwänge ausgehen, welchen sich auch die Wissenschaftler (vor allem Historiker und Ethnographen) nicht entziehen können (vgl. Koselleck/Stempel 1973): die Mehrstimmigkeit des beobachteten Handlungsgeschehens wird in einzelne, deutlich voneinander abhebbare Handlungszüge entlang einer Zeitachse angeordnet, Inkonsistenzen werden vereindeutigt, einmal begonnene Handlungseröffnungen werden geschlossen. Der Ordnung der Dinge werden narrative Strukturen angetragen - man bestimmt zentrale Fix- und Wendepunkte, bereitet sie vor, führt sie aus und formuliert eine Bewertung des Erzählten im Hinblick

auf den Erzählanlaß (= Relevanz des Berichts) (vgl. Labov/Waletzky 1967). Desweiteren stellen die Erzählmuster einen aufmerksamkeits- und relevanzsetzenden Rhythmus bereit, sie gliedern den Text in ein spezifisches Wechselspiel von langen und kurzen, betonten und unbetonten Textteilen.

Neben dieser Gruppe von Ordnungsmustern, welche dem Verfasser von Texten via verwendeter Sprache angetragen werden, liefert dem Wissenschaftler sein Wissen von Welt im allgemeinen und sein Wissen von der Welt der Wissenschaftler im besonderen eine Fülle weiterer Ordnungsvorgaben. Erworben hat er die Kultur der ihn tragenden Gesellschaft in den normalen Sozialisationsprozessen. Die Kultur der Wissenschaftler, also deren spezifische Deutung der Welt, deren Vorstellungen darüber, was eine gute Beobachtung, Auswertung, Selbstbeobachtung und was eine gelungene Art der Darstellung ist, hat er ex- und implizit in seiner Ausbildung gelernt.

Die formenden Auswirkungen des allgemeinen Zeitgeistes auf die wissenschaftliche Darstellung von Daten ist nicht nur in den Naturwissenschaften mehrfach nachgewiesen worden⁴, sondern auch in den Sozialwissenschaften. So zeigte z. B. Freeman, daß die Stilisierung der Adoleszenzphase bei den Samoanern als 'sorglos' und 'angenehm' nicht den Daten abgerungen worden war, sondern von Margaret Mead, die als intellektuelle Amerikanerin ihrer Zeit von der These des Kulturdeterminismus überzeugt war, in die Daten hineingesehen wurde (vgl. Freeman 1983).

5 Zur Interaktionsstruktur 'Forschungsbericht'

Aber es sind nicht nur diese mehr im Hintergrund mitlaufenden Großdeutungen einer Kultur, welche Darstellungen mitgestalten. Wie die linguistische Pragmatik und der Symbolische Interaktionismus gezeigt haben, wirkt die Struktur des Handlungstypus 'Schreiben eines Forschungsberichts' sehr viel handfester ein. Denn für das Erstellen eines wissenschaftlichen, also nichtfiktionalen Berichts, gibt es in der Gesellschaft von Wissenschaftlern Gelingensbedingungen, die sich jedoch - und das ist entscheidend - nicht allein an den Autor richten, sondern auch an den wissenschaftlichen Leser. Schafft der Autor es nicht, die Erfüllung dieser Bedingungen zu erreichen (also eine bestimmte Reaktion hervorzurufen), dann hat er keinen wissenschaftlichen Bericht geschrieben. Pointiert: Nicht der Autor 'produziert' einen wissenschaftlichen Text, sondern Autor und das rezipierende Fachkollegium. Die fünf wesentlichsten Bestandteile dieses Handlungstypus lassen sich etwa so beschreiben:

4 So zeigt Forman 1980, daß die Darstellung der Quantentheorie durch Heisenberg und Born sich nicht aus der Interpretation der Daten ergab, sondern aus dem intellektuellen Milieu, dem beide angehörten. Denn - so die Argumentation -, obwohl die Quantentheorie (1) unvollständige Kausalität, (2) Unanschaulichkeit und (3) Nichtindividualität impliziert, stellen Heisenberg und Born wegen eines geistigen Milieus, das damals das Denken vieler deutscher Intellektuellen beeinflusste und das von Antiintellektualismus und romantischen Irrationalismus gekennzeichnet war, an der Quantentheorie gerade deren (a) volle Akausalität, (b) die besondere Anschaulichkeit und (c) die volle Individualität subatomarer Prozesse heraus.

1. Indem der Autor seinen Text mit dem Rahmen 'wissenschaftlicher Text' versieht, setzt er für Autor und Leser wechselseitige Verpflichtungen und Erwartungen in Geltung.
2. Der Autor erhebt den Anspruch, kompetent im Sinne der Gemeinschaft der Wissenschaftler zu sein und daß seine Deutungen notfalls von ihm 'bewiesen' bzw. anderslautende widerlegt werden können.
3. Der Schreiber des wissenschaftlichen Textes fordert die rezipierenden Kollegen zur Prüfung auf, wobei er unterstellt, daß diese die dazu notwendige Kompetenz besitzen.
4. Der Schreiber eines wissenschaftlichen Textes liefert seinen Berufskollegen alle Informationen, welche sie für eine Prüfung benötigen.
5. Da die prüfenden Kollegen auch die Autoren von morgen sind, gilt die Reziprozitätsregel. D.h.: Bei der Prüfung wird in Rechnung gestellt, daß die zur Anwendung kommenden Prüfkriterien demnächst von anderen an die eigenen Texte angelegt werden, was eine stabile Verhaltenserwartung hervorbringt.

Das *Schreiben* eines wissenschaftlichen Textes ist also nur eine *Teilhandlung*, welche die anderen Mitglieder der Interaktionsgemeinschaft bewegen soll, ihren Teil an der *Gesamthandlung* auszuführen. Um dies zu erreichen, muß der Autor die organisierten Deutungen der Interaktionsgemeinschaft, deren (positive) Reaktion er hervorrufen will, antizipieren, sich selbst aus dieser Perspektive des gemeinsamen generalisierten Anderen beobachten und diese Beobachtung zur Steuerung des eigenen Handelns nutzen (siehe hierzu auch: Bateson 1983; Goffman 1977; Knorr-Cetina 1984; Luhmann 1988; Mead 1973 und Polanyi 1958).

Diese dem Handlungstyp 'Erstellen eines Forschungsberichtes' eigene Struktur ist allerdings in der bislang vorliegenden Literatur nicht immer vollständig rekonstruiert worden, was zur Folge hatte, ein Dominanzgefälle zwischen Autor und dem Leser/Prüfer zu diagnostizieren. Allerdings war und ist man sich über die Richtung des Dominanzgefälles nicht einig. Manche befürchten, die Anbindung des Autors an die letztlich ratifizierende Lesergemeinschaft führe zu einer nicht sachgemessenen Anpassung des Berichtes an die Lesererwartungen (siehe hierzu Foucault 1977 oder Knorr-Cetina 1984, Knorr 1985). Andere betonen dagegen die Dominanz des Autors, der als 'Fast-Künstler' mit gutgeschriebenen Weltenwürfen seine Berufskollegen verzaubern kann (siehe hierzu Feyerabend 1984 und Rorty 1989).

Allerdings haben alle diese Ansätze eins gemeinsam: Sie verkennen - wenn auch jeweils auf andere Weise - die Besonderheit der Struktur des Handlungstyps 'Erstellen eines Forschungsberichtes'. Denn diese Struktur konstituiert (s.o.) wegen der Reziprozität der Kontrolle die strukturelle *Gleichheit* von Autor und Prüfungsinstanz. Auf dieser strukturellen Gleichheit ist der wissenschaftliche Diskurs gegründet - im übrigen unabhängig davon, ob diese in jedem konkreten Fall von jedem eingelöst wird.

7 Soziologische Novellen

Materiale Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft muß das Phänomen erst genau kennenlernen, bevor sie darüber spricht. Ihre Fragen und Antworten sind insofern 'offen', als sie sich der Eigenart der Phänomene anzupassen haben. Und schließlich vollzieht sich die Fortschreibung einer solchen soziologischen Theoriebildung in der Analyse von Einzelfällen: wo sie die Bodenhaftung zur Empirie verliert und sich an letzterer etwas weder falsifizieren noch verifizieren läßt, büßt eine solche Theoriebildung ihren Anspruch ein, Soziologie zu sein. Folglich ist der Königsweg theoriegeleiteter und Theorie fortschreibender Soziologie die Fallstudie.

Gegenstand der Fallstudie kann alles werden, was sich der Beobachtung aufdrängt, was den bisherigen theoretischen Einsichten zu widersprechen scheint - oder woran sich ganz einfach die Neugierde entzündet. Eingegrenzt wird der 'Fall' durch das - explizit offen zu legende - Interesse des Beobachters und durch die darauf folgende theoretische Definition dessen, was der 'Fall' und welches seine Grenzen sein sollen; schließlich durch Aussagen darüber, worin die Hoffnungen in verallgemeinerungsfähige Einsichten aus der Fallanalyse gründen.

Die Fallstudie teilt, leider, nicht ihre Sprache, wohl aber ihre Nähe zum einzelnen, eingrenzbar und dennoch exemplarischen Phänomen mit einem literarischen Genre, dem der Novelle. Allerdings gilt bei der Fallstudie das - oder zumindest unser soziologisches - Interesse nicht dem, was Goethe "eine sich ereignete unerhörte Begebenheit" nannte.⁵ Es zielt statt dessen auf die Begründung der Notwendigkeit jedes Details für die Sinnkonstruktion einer Handlung. Das Unerhörte ist das Detail und dessen besonderer Ort, das einzelne Element, das an *seiner* spezifischen Stelle dazu beiträgt, einem Ganzen im Handeln Sinn (ein Sinnpotential) zu verleihen, und das später dieses Sinnpotential für Interpretieren erschließbar macht.

Aus der einzigartigen Gestalt und Stellung jedes einzelnen Elements sozialer Ordnung erklärt sich die Faszination des Fallanalytikers am Detail, seine Liebe für das scheinbar Nebensächliche, seine Aufmerksamkeit für das Netzwerk der Motive und Symbole. Sie alle sind Ausdruck einer gewissen Verzauberung des Interpretieren durch jenes Zusammenspiel von Zufall und Folgerichtigkeit, in dem sich aus der Abfolge und Verknüpfung von Einzelementen Gestalten des Handelns *und* des Deutens bilden. Zwar verliert dieser Zauber etwas von seinem Glanz, wenn die Interpretation entschlüsselt, wie sich ein Allgemeines im Besonderen, dem konkreten, historischen Phänomen artikuliert und darstellt. Dennoch geht auch dann die Faszination am Singulären nicht verloren: Es ist der konkrete Ort, an dem Gesellschaft lebt und am Leben gehalten wird.

Bevor Boccaccio beginnt, seine Helden 'Novellen' erzählen zu lassen, teilt er in der Rahmenerzählung mit, wo sich seine Erzähler befinden und warum sie erzählen: Sie haben sich auf ein Schloß zurückgezogen - auf der Flucht vor der Pest. Deren Ansteckungskraft war so groß, "daß nicht bloß der Mensch den Menschen ansteckte,

5 Goethe zu Eckermann, 25.1.1827.

sondern, was noch weit mehr ist und sehr häufig vorkam, daß wenn ein Gegenstand, der einem Menschen angehörte, welcher krank gewesen oder an der Krankheit gestorben war, von einem Tier berührt wurde, dieses nicht bloß von der Krankheit angesteckt wurde, sondern in kürzester Zeit daran starb" (Boccaccio 1957: 15). Kurz, alles in der Außenwelt ist verseucht. Die Erzähler dagegen sind in Sicherheit oder fühlen sich zumindest so.

Der soziologische 'Novellist' als Fallanalytiker braucht sein Feld. Er liebt vielleicht Schlösser, aber er lebt nicht in ihnen. Anders als es bei manchen seiner ausschließlich Theorien bewegenden Kollegen der Fall zu sein scheint, fürchtet er 'sein' Feld in der Außenwelt nicht wie die Pest. Er liebt es aber auch nicht unbedingt, wengleich er es nicht mit Pestkranken zu tun hat, sondern weitgehend mit 'seinesgleichen'. Wenn überhaupt, herrscht wechselseitige Ansteckungsgefahr. Distanz herzustellen und zu halten, ist für beide Seiten wichtig, für jene, die etwas beobachten und erklären und für die anderen, die in ihrem Handeln autonom bleiben wollen. Der Beobachter ist nicht primär verantwortlich für das, was er sieht, sondern für das, was er nicht sieht und was er dadurch sich und anderen an Möglichkeiten nicht zugänglich macht. Mit Flucht hat diese Distanz nichts zu tun, mit dem Eintauchen 'ins Feld' ohne Wiederauftauchen ebensowenig.

Krankheit oder Gesundheit, Pathologie oder Normalität - hier endet die Reichweite des von Boccaccio übernommenen Bildes - sind einem solchen Beobachter weder Gradmesser für das Verhalten anderer noch Kategorien einer Gesellschaftstheorie. Er sieht sich von diesen Klassifikationen ebenso gern verschont wie seine Mitmenschen. Ihm geht es um die verstehende Rekonstruktion dessen, was er vorfindet, um die Erklärung der Ursachen für das, was er sieht und um die Entfaltung des Reiches der Möglichkeiten vor dem Hintergrund historisch gewachsener 'Faktizität'.

Als Hermeneut überantwortet er den Schluß auf und die Verantwortung für das, was sein könnte und sollte, zunächst und vor allem - aber nicht nur - sich, sondern auch seinen Lesern.

8 Allgemeine Selbstverständigung als Grundlage für eine Lösung

Nach diesen Überlegungen läßt sich jetzt das spezifische Problem bei der Erstellung wissenschaftlicher Berichte u. E. konturenscharf formulieren. Es resultiert aus zwei (auf Deutungen beruhenden) Gewißheiten: zum einen der Gewißheit, daß der wissenschaftliche Text weder identischer Abdruck der Forschung noch der Deutungspraxis ist, sondern eine Deutung der zurückliegende Forschungs- und Deutungspraxis; zum zweiten aus der Gewißheit, daß die Forschungspraxis von den Kollegen weder wiederholt noch nachkonstruiert werden kann. Das daraus resultierende Problem lautet dann also: *Wie kann der Sozialwissenschaftler seine Kollegen, welche alle (wie er selbst) um die innersprachlichen und kulturellen Implikationen sprachlicher Zeigeakte wissen, von der Angemessenheit seiner Deutungen überzeugen?*

Um zur Identifizierung einer Lösung dieses Problems zu kommen, möchten wir an einer bereits o.a. Überlegung ansetzen, nämlich der, daß die Reziprozität des Urteilens

auf einer Reziprozität der Beurteilungsstandards beruht. Nur im Bezug auf reziproke Deutungen der eigenen, wissenschaftlichen Kultur (welche sich von einer nichtwissenschaftlichen erkennbar unterscheidet) stellt sich Kontrolle und Konsens her (siehe auch Polanyi 1958), kann man sich darüber verständigen, was die relevanten Fragen sind und wie die dazu passenden Fragen gefunden werden können⁶. Deshalb muß hier, bevor eine (wenn auch allgemeine) Lösung auf die eingangs gestellten Frage formuliert werden kann, eine äußerst kurze Skizze der zentralsten Linien des hier verwendeten Begriffs der wissenschaftlichen Kultur gezeichnet werden.

Jeder Sozialwissenschaftler, sofern er sich als Wissenschaftler versteht, hält - so unsere Unterstellung - daran fest, daß er (1) bei seinen Akten der Wahrnehmung auf etwas Nicht-Eigenes, auf ein 'Nicht-Ego' trifft, das er zwar nicht 'an sich' erfahren kann, das aber körperlich erfahrbar zu Wahrnehmungsurteilen, welche ihrerseits im 'soziohistorischen Apriori' gründen, anregt. Deshalb sind diese Deutungen immer 'fiktiv', aber keinesfalls 'fiktional' - was eine willkürliche Benennung ist, da sich beide Worte von 'fingere = bilden, dichten, vorstellen, entwerfen' herleiten. *Fiktive* Deutungen sind - so die Setzung - 'Entwürfe mit besseren Gründen', Imaginationen von Behauptungen, die, wenn sie zuträfen, Sinn machen; sie sind begründbare Als-ob-Unterstellungen, daß sie etwas so verhält, wie ich es unterstelle. *Fiktionale* Deutungen sind dagegen 'Entwürfe mit guten ästhetischen Gründen', das Imaginäre, das mit einer freischwebenden Willkür Erfundene, das Erdichtete.

Zum zweiten hält der Sozialwissenschaftler daran fest, seine Urteile mit Hilfe der Differenzen 'wahr/falsch'⁷ und 'latent/manifest' zu bewerten und er hält drittens daran fest, daß alle seine *Urteile* und alle *Deutungsrouitinen*, welche zu Urteilen führen, einem systematischen Zweifel unterworfen werden müssen. Erst wenn der Sozialwissenschaftler *ernsthaft* von diesen Unterstellungen *überzeugt* ist (d.h. es sind für ihn keine Unterstellungen mehr), kann er zum einen die Probleme bei der Darstellung

6 Bedeutsam sind die o.a. Entwürfe hier auch aus einem anderen Grund: Es zeigt sich nämlich, daß mit der zugrundegelegten Selbstverständigung, welche die Grundlagen der wissenschaftlichen Kultur neu ausdeutet, sich auch das Problem der Abfassung wissenschaftlicher Berichte verändert. Je nach geteilter wissenschaftlicher Kultur stellen sich demnach für den Autor von Forschungsberichten unterschiedliche Problemfelder: Anhänger einer rigiden Diskurstheorie werden sich um eine möglichst reibungslose Anschlußfähigkeit ihrer Darstellung bemühen, andere Autoren werden versuchen, durch Anhäufung von möglichst viel symbolischem Kapital in und um den Bericht seine Erfolgsaussichten zu erhöhen, postmoderne Autoren werden dagegen Anstrengungen unternehmen, um durch eine erhöhte Brillanz von Wortwahl und Komposition aufzufallen.

7 Mit dieser Differenz arbeiten selbst die radikalsten Konstruktivistinnen und die liberalsten Ästhetinnen - solange sie beanspruchen, Wissenschaft zu betreiben. So schreibt Brunhorst zutreffend (gegen Rorty): "Denn schon in ihrer täglichen Rede über beliebige Sachverhalte gehen auch die ganz normalen Liberalen und Pragmatiker davon aus, daß *es sich objektiv* so verhält, wie sie sagen, wenn sie sagen, es verhielte sich so und nicht anders. Dann beziehen sie sich aber im Gebrauch des Vokabulars, mit dem sie ein rein zufälliges Sozialisationschicksal geschlagen hat, auf die regulative Idee einer objektiven Wirklichkeit, die ihre Behauptungen, wenn sie wahr sind, in *jedem* Vokabular wahr macht. (...) In einer jeden sozialen Praxis und in jeder perspektivischen Neubeschreibung ist die Wahrheit der Beschreibung und die Objektivität der Welt als eine ideale Invariable vorausgesetzt und regulativ wirksam." (Brunhorst 1990: 231f)

seiner Forschungen erkennen, aber auch entscheiden, welche Antworten zugleich eine Lösung sind⁸.

Die Produktion eines Forschungsberichts ist aus dieser Perspektive als ein Versuch zu werten, eine singuläre und möglicherweise neue Erfahrung an den bereits ausgedeuteten Kosmos, dem der Sozialwissenschaftler angehört, anzuschließen⁹, was diesen Kosmos - zumindest partiell - weiter ausdifferenziert. Diese Ausdifferenzierung gelingt jedoch nur dann, wenn der Autor seine Fachkollegen davon überzeugt, daß die von ihm gewonnene Deutung tatsächlich eine Ausdifferenzierung der Kultur der Sozialwissenschaftler darstellt. Dies ist erreicht, wenn die Darstellung der Neudeutung, also die Ausdifferenzierung, als Ergebnis und Ausdruck der Kultur (als Selbstausslegung) der Wissenschaft erscheint.

Daraus läßt sich nun folgende (noch recht allgemeine) Lösung des eingangs beschriebenen Problems ableiten: indem der Sozialwissenschaftler als Autor seine Handlungsprobleme aus der Perspektive des für ihn relevanten generalisierten Anderen betrachtet und aus dieser Perspektive mögliche Lösungen antizipiert, kann er die einzelnen Handlungsprobleme beim Schreiben als Einzelfälle entscheiden. Da die Perspektive des generalisierten Anderen jedoch den systematischen Zweifel nicht nur gegen die Deutungen einzelner Wissenschaftler richtet, sondern permanent auch auf die historisch angelagerten Deutungsroutinen der jeweiligen Wissenschaftssparte, kann der Autor sich nicht bedenkenlos den antizipierten Lösungen anschließen, sondern er muß *autonom* entscheiden, welchen Lösungen er sich anschließt und welchen nicht. Mithilfe seiner Vorstellungskraft (und einer Abduktion bzw. einer qualitativen Induktion) muß er die höhergeordnete Regel finden, welche sowohl seine singuläre Forschungserfahrung als auch die Perspektive des generalisierten Anderen 'aufhebt' (im dreifachen Sinne). Kann er diese Entscheidungen vor dem Hintergrund der Perspektive des generalisierten Anderen plausibel machen, gelingt ihm eine Ausdifferenzierung wissenschaftlichen Wissens.

8 Unabdingbar bei diesem Prozeß ist die absolute *Ernsthaftigkeit* von Zweifel und Überzeugung (auch wenn der Ethnograph bei der Erlangung seiner eigenen akademischen Lizenzen glaubt, erfahren zu haben, daß andere - von Foucault 1977 und Steinfeld 1991 - beschriebene Variablen von größerer Bedeutung sind). Zu diesem erkenntnistheoretischen Ansatz siehe die Interpretation der Peireschen Spätschriften in Reichertz 1991a: 34ff. Zur Grundlegung siehe vor allem Peirce 1976, 1986 und 1990, aber auch Plessner 1970, 1975 und 1982.

9 Siehe hierzu auch die instruktive Arbeit von Wolff 1987. Er vertritt die These, der Ethnograph müsse vor allen ein guter 'Anbinder' sein. Ein ganz wichtiges Mittel, eine solche Anbindung zu erreichen, bestehe in der *Dekontextualisierung* und späteren *Rekontextualisierung* der zu beschreibenden Forschung - das forschende Handeln und das Beforschte werden aus ihrem ursprünglichen Kontext ausgelöst und in einer anderen, an den wissenschaftlichen Diskurs anschlussfähigen, Kontext eingebettet. Gelingt ein solcher Anschluß nicht, habe der Wissenschaftler zumindest als Autor versagt (vgl. Knorr-Cetina 1984).

Dagegen ist dann nichts einzuwenden, wenn eingeräumt wird, daß nicht jede Ethnographie sich mittels Anschlußregeln selbst subsumiert, sondern bei jeder Ethnographie prinzipiell die Regeln von den Bedingungen, Formen und Begründungen der Anschlussfähigkeit selbst zur Debatte stehen.

9 Die gute Beschreibung ist nicht genug

Dies bedeutet, daß eine Fülle von in der Forschungsliteratur vorgeschlagenen konkreten Lösungen des Darstellungsproblems für sich alleine, aber auch in ihrer Summierung, nicht das leisten, was man sich von ihnen verspricht. So überzeugt ein Text nicht deshalb - die Beherrschung der gängigen Rechtschreibungs- und Interpunktionsregeln einmal vorausgesetzt-, weil er *klar, genau, logisch aufgebaut* und *widerspruchsfrei* ist. Denn allerorten weiß man, daß all dies auch für "die Wahnvorstellung eines Paranoikers oder die Geschichte eines Schwindlers" (Geertz 1987: 26) zutrifft.

Auch die Abbildung der singulären Forschungserfahrung, welche sich die *Form* und den *Stil* der Präsentation *naturwissenschaftlicher Laborexperimente* gibt (Fragestellung - Relevanz - Methoden - Experimentverlauf - Resultat - Würdigung), schafft nicht Akzeptanz herbei, geht es doch bei dieser Textsorte vor allem darum, dem Leser eine zeitökonomische Orientierung zu ermöglichen¹⁰. (Metaphorisch: Der Gegenstand wird zum Leser gebracht, nicht der Leser zum Gegenstand.)

Auch der (gelungene) Versuch, nachzuweisen, daß man tatsächlich '*dort*' gewesen ist, sichert noch keine Zustimmung. Zum einen gibt es keinerlei zwingende Verknüpfung zwischen einem 'Dort-gewesen-sein' und der Gültigkeit einer ethnographischen Deutung, zum anderen kann auch dieser Versuch nur mit semiotischen Mitteln arbeiten, die leicht von jemandem, der nicht '*dort*' gewesen ist, so zu fälschen sind, daß es nicht auffällt.

Auch die Hoffnung in die Überzeugungskraft einer dargestellten 'echten' *Authentizität* (Duerr 1979) besteht u.E. zu Unrecht. Zum einen muß auch 'Authentizität' mit (leicht zu kopierenden) semiotischen Mitteln hergestellt werden, zum anderen besagt 'Authentizität' nur, daß der Autor vorgibt, seine Leser nicht bewußt täuschen zu wollen, was jedoch nicht ausschließt, daß er sich selbst getäuscht hat (vgl. Duerr 1987).

Ähnlich wirkungslos bleibt die *Selbst-*, aber auch die *Fremdattestierung von Kompetenz* ('Ich bin ein kompetenter Kenner.'/'Der XY ist ein guter Kenner.'). Auch hier unterscheidet sich die Semiotik des Anspruchs nicht erkennbar von der des eingelösten Anspruchs¹¹.

10 Die nachstehende Beschreibung der Entwicklung soziologischer Darstellungsarbeit zeigt sich bei näherer Betrachtung nicht nur als deskriptiv, sondern als Formulierung einer Norm, die auch in der Ethnographie Befürworter fand. "Über Generationen hinweg wurden die meisten soziologischen Schriften (...) im Stile wissenschaftlicher Essays verfaßt. Anders als bei der seit langem feststehenden Gliederung wissenschaftlicher Artikel in der Physik oder Biologie wurde es in letzter Zeit in soziologischen Artikeln üblich, eine geraffte Beschreibung des Problems, der Verfahren und Forschungsmethoden und der empirischen Befunde zu geben, sowie eine kritische Diskussion all dieser und der theoretischen Folgen aus den Ergebnissen." (Merton 1981: 31)

11 Freeman scheint der Ansicht zu sein, daß die möglichst explizit und mehrfach ausgestellte Bescheinigung von Kompetenz die Überzeugungskraft erhöht. Als er nämlich die Gemeinschaft der Ethnographen davon überzeugen wollte, daß eine andere Ethnographin, die viel prominenter war als er, nämlich Margaret Mead, falsche Deutungen vorgelegt habe, attestiert er sich selbst erst einmal längeren Feldaufenthalt und

Auf Malinowski geht die zutreffende Einsicht zurück, daß in der Ethnographie der Forscher selbst das Untersuchungsinstrument ist und daß - wie bei jeder Deskription einer wissenschaftlichen Versuchsanordnung - die Beschaffenheit dieses Instrumentes für den Leser zu beschreiben sei¹². Für viele Ethnographen folgte daraus die Notwendigkeit der Präsentation der eigenen *Subjektivität* - und zwar als vermeintlicher Qualitätsbeweis (vgl. Geertz 1990: 75 - 100). Objektiv bewirkt dies allerdings das Gegenteil: denn je mehr der Autor die Ideosynkrasien seiner Subjektivität dem Leser enthüllt und je mehr er die vorgelegten Deutungen auf diese Subjektivität zurückführt, desto mehr enthüllt sich dem Leser die fehlende Reziprozität der Perspektiven.

Auch die möglichst vollständige *Dokumentation des Materials*, das Gegenstand der eigenen Deutungen war, und die *Dokumentation der Auslegungsprozedur*, überzeugen allein nicht von den vorgelegten Deutungen, sondern fordern den Leser erst einmal nur auf, sich selbst an die Arbeit des Deutens zu machen. Der 'Dokumentarist' übersieht leicht, daß nicht zur Debatte steht, daß es andere Deutungen des Materials gibt, zur Debatte steht dagegen, ob die von ihm entwickelte Deutung eine überzeugende ist.

10 Text als Ausdruck einer wissenschaftlichen Haltung

Fazit: Die Generierung von Überzeugungen gelingt in der Wissenschaft - so die hier vorgetragene These - *nicht allein* und *nicht hauptsächlich* durch handfeste, also materiale, innertextuelle Markierer. Alle oben genannten semiotischen Verweise sind nützliche, manchmal sogar notwendige Bedingungen, aber nie hinreichende. Entscheidend ist dagegen die im Text zum Ausdruck kommende *Haltung*, mit der sich der wissenschaftliche Autor seinen eigenen Deutungen und den Deutungen seiner Kollegen zuwendet, um sie je nach den Erfordernissen des Einzelfalls aufeinander zu beziehen. Nicht die schriftlich reklamierte Art des Deutens ist für den Leser relevant, sondern *die im Text gezeigte Handlung des Deutens*, die natürlich sich auch stets semiotischer, also *fälschungsanfälliger*, Mittel bedienen muß. Überzeugend ist also nicht die mehr oder weniger bewußte strategische Verwendung semiotischer Mittel,

bessere Feldkenntnis. Dies alles bestätigt in einem Vorwort ein prominenter Kollege aus der Ethnologie, nämlich Eibl-Eibesfeldt, der nicht nur (fast nebenbei) erwähnt, Freeman zum ersten Mal in einem Eingeborenendorf begegnet zu sein ('Er war dort!'), sondern bescheinigt: "Er kannte zum Unterschied von Margaret Mead auch die Landessprache und lebte in angesehener Stellung viele Jahre unter Samoanern." (Freeman 1983: 13) Die inkriminierte Ethnographin entgeht nur einem Verweis aus der Gemeinschaft der Wissenschaftler, weil sie irrte und nicht falsch berichtete. Angesichts der Fülle von semiotischen Mitteln, mit denen Autoren realistischer Romane (vor allem Walter Scott) und fiktionale Ethnographen den vermeintlichen Verfassern Kompetenz, Wahrhaftigkeit und Ortskenntnis zuschreiben, nimmt sich die Auswahl Freemans allerdings eher karg aus.

12 Vgl. Malinowski 1979a: 24ff, auch 1979b: 246ff, auch 1981.

sondern das *Geschriebene als performativer Akt*.¹³ Wenn dieser Akt des Zeigens von Deutungsarbeit eine wissenschaftlichen Haltung zeigt, laut der ein wissenschaftlicher Autor bei der Erstellung des Berichts gegenüber allen relevanten Elementen dieses Prozesses (Beobachtung, Deutung, soziohistorisches Apriori, narrative Muster, Gültigkeitsregeln etc.) die wissenschaftliche Haltung eingenommen hat, die auch der Leser genötigt wäre einzunehmen, wenn er selbst seine Forschung darstellen wollte, dann überzeugt der Text den Leser.

Ausdruck dieser Haltung ist nun auch, daß man die sich bei der Erstellung von Forschungsberichten aufdrängende Eindeutigkeit der Deutung zurückzuverwandelt in ein Nacheinander von Schluß- und Entscheidungsprozessen. Eine solche 'Historisierung' des Deutungsprozesses liefert nicht nur Material, welches der Wissenssoziologie nicht nur das Verstehen des Verstehens besser zu verstehen hilft, sondern auch den Nachvollzug und die Akzeptanz von Deutungen ermöglicht. Allerdings hat die 'Historisierung' des Deutungsprozesses noch eine andere Seite: So hilft sie zwar bei der Überzeugungsarbeit, aber indem sie die Grundlagen der Entscheidungen zeigt, destruiert sie tendentiell deren Gültigkeit, sät somit Zweifel. Letzterer kann nun der machtvolle Antrieb für eine weitere Produktion von neuen Deutungen werden - was letzten Endes nur im Sinne von Wissenschaft sein kann.

Literatur

- American Sociological Association (ASA) (1958). Official Report. in: ASR 23.: 691-725
- Atkinson, P. (1990). *The Ethnographic Imagination. Textual constructions of reality*. London, New York
- Bachelard, G. (1984). *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes*. Frankfurt a.M.
- Bateson, Gregory (1983). *Ökologie des Geistes*. Frankfurt a.M.
- Benedict, R. (1955). *Urformen der Kultur*. Hamburg
- Berg, E., und M. Fuchs (Hg.) (1993a). *Kultur, soziale Praxis, Text*. Frankfurt a.M.
- Berg, E., und M. Fuchs (1993b). *Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentation*. in: E. Berg und M. Fuchs (Hg.). *Kultur, soziale Praxis, Text* (11-108). Frankfurt a.M.
- Boccaccio, G. (1957). *Der Decamerone*. Zürich. Erster Band
- Bonß, W., und H. Hartmann (Hg.) (1985). *Entzauberte Wissenschaft*. Göttingen
- Bourdieu, P. (1975). *The specificity of a scientific field and the social conditions of the progress of reason*. in: *Social Science Information* 14. 6/75: 19-47
- Bourdieu, P. (1983). *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*. in: R. Kreckel (Hg.). *Soziale Ungleichheiten* (183-198). Göttingen

13 Das Unterscheidungsmerkmal ist also nicht der strategische Einsatz semiotischer Mittel, im Gegenteil, er ist das Verbindende, da alle Texte - und das ist trivial - erst durch Zeichengebrauch konstituiert werden. Der Unterschied ist die *gezeigte* Haltung. Haltungen kann man zwar problemlos reklamieren, doch nur sehr schwer vorzutäuschen. Gelänge es dennoch einem Autor, eine wissenschaftliche Haltung gültig zum Ausdruck zu bringen, dann hätte er - auch wenn das überspitzt klingt - gegen seine Absicht und ohne sein Wissen wissenschaftlich gearbeitet. Denn - um ein Beispiel aus einem anderen Bereich zu nennen - ein perfekte Lügner ist nur der, welcher völlig vergessen hat, daß er lügt. Solange er auch nur mit einer Faser seines Erinnerungsvermögens um die Unwahrheit seiner Aussage weiß, solange wird er auf diese Unwahrheit reagieren und daran erkennbar sein. Gelingt ihm aber das vollkommene Vergessen, dann hat er nicht mehr gelogen.

- Brunkhorst, H. (1990). *Der entzauberte Intellektuelle*. Hamburg
- Campbell, D. (1985). Das Sozialsystem der Wissenschaft als Stammesorganisation. in: W. Bonß und H. Hartmann (Hg.). *Entzauberte Wissenschaft (257-274)*. Göttingen
- Clifford, J., und G.E. Marcus. (Hg.) (1986). *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley
- Clifford, J. (1988). *The Predicament of Culture. Twentieth Century Ethnography, Literature and Art*. Harvard Press.
- Duerr, H.-P. (1979). *Traumzeit - über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation*. Frankfurt a.M.
- Duerr, H.-P. (Hg.) (1987). *Authentizität und Betrug in der Ethnologie*. Frankfurt a.M.
- Dux, G. (1982). *Die Logik der Weltbilder*. Frankfurt a.M.
- Feyerabend, P. (1984). *Wissenschaft als Kunst*. Frankfurt a.M.
- Fleck, L. (1980). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*. Frankfurt a.M.
- Fleck, L. (1983). *Erfahrung und Tatsache*. Frankfurt a.M.
- Forman, P. 1980. Kausalität, Anschaulichkeit und Individualität, in: N. Stehr und V. Meji (Hg.). *Wissenssoziologie (393-406)*. Opladen
- Foucault, M. (1974). *Schriften zur Literatur*. München
- Foucault, M. (1977). *Die Ordnung des Diskurses*. München
- Freeman, D. (1983). *Liebe ohne Aggression*. München
- Friedrichs, J. (1981). *Methoden der empirischen Sozialforschung*. Opladen
- Garfinkel, H. (1973). Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen. in: Arbeitskreis Bielefelder Soziologen (Hg.). *Alltagswissen und Interaktion (189-262)*. Reinbek
- Geertz, C. (1987). *Dichte Beschreibung*. Frankfurt a.M.
- Geertz, C. (1990). *Die künstlichen Wilden*. München
- Genette, G. (1990). *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*. Frankfurt a.M.
- Gipper, H. 1972. Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Frankfurt a.M.
- Goffman, E. (1977). *Rahmen-Analyse*. Frankfurt a.M.
- Gusfield, J. (1976). The Literary Rhetoric of Science and Pathos in Drinking Driver Research. in: *American Sociological Review* 41: 16-34
- Hammersley, M. (1990). *Reading Ethnographic Research. A critical Guide*. London, New York
- Kellner, H. (1981). Die Repräsentation sozialer Strukturen durch Sprache. in: J. Matthes (Hg.) *Lebenswelt und soziale Probleme (332-343)*. Frankfurt a.M.
- Knorr-Cetina, K. (1984). *Die Fabrikation von Wissen*. Frankfurt a.M.
- Knorr, K. (1985). Zur Produktion und Reproduktion von Wissen. in: W. Bonß und H. Hartmann (Hg.). *Entzauberte Wissenschaft (151 - 178)*. Göttingen
- Kohli, M. 1981. "Von uns selber schweigen wir." Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten. in: W. Lepenies (Hg.). *Geschichte der Soziologie*. Bd. 1 (428 - 465). Frankfurt a.M.
- Koselleck, R. und W.-D. Stempel (Hg.). (1973). *Geschichte - Ereignis und Erzählung*. München
- Labov, W., und J. Waletzky (1967). *Narrative Analysis: Oral Versions of Personal Experience*. in: J. Helm (Hg.). *Essays on the Verbal and Visual Arts (12-44)*
- Lepenies, W. 1978: Der Wissenschaftler als Autor. in: *Akzente 2/78: 129-147*
- Luckmann, T. (1988). Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. in: F. Neidhardt; R. Lepsius; J. Weiss (Hg.). *Kultur und Gesellschaft (191-213)*. Opladen.
- Luckmann, T. (1989). *Kultur und Kommunikation*. in: M. Haller; H.-J. Hoffmann-Nowotny; W. Zapf (Hg.). *Kultur und Gesellschaft (33-45)*. Frankfurt a.M.
- Lüders, C. (1994). Von der teilnehmenden Beobachtung zur ethnographischen Beschreibung. in: E. König und P. Zedler (Hg.). *Qualitative Sozialforschung Bd. 1 (im Druck)*
- Luhmann, N. (1988). *Wissenschaft als soziales System*. Studienbrief der Fernuniversität Hagen. Hagen
- Malinowski, B. (1979a). *Argonauten im westlichen Pazifik*. Frankfurt a.M.
- Malinowski, B. (1979b). *Das Geschlechtsleben der Wilden*. Frankfurt a.M.
- Malinowski, B. (1981). *Korallengärten und ihre Magie*. Frankfurt a.M.
- Mead, G. H. (1973). *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt a.M.
- Merton, R. (1981). Zur Geschichte und Systematik der soziologischen Theorie. in: W. Lepenies (Hg.). *Geschichte der Soziologie*. Bd. 1(15-74). Frankfurt a.M.

- Mulkay, M. (1985). *The Word and the World. Explorations in the Form of Sociological Analysis*. London, Boston
- Overington, M.A. (1977). *The Scientific Community as Audience: Toward a Rhetorical Analysis of Science*. in: *Philosophy and Rhetoric*: 143-164
- Peirce, Ch.S. (1976). *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus*. Frankfurt a.M.
- Peirce, Ch.S. (1986). *Semiotische Schriften*. Bd 1. Frankfurt a.M.
- Peirce, Ch.S. (1990). *Semiotische Schriften*. Bd 2. Frankfurt a.M.
- Plessner, H. (1970). *Philosophische Anthropologie*. Frankfurt a.M.
- Plessner, H. (1975). *Die Stufen des Organischen und der Mensch*. Berlin
- Plessner, H. (1982). *Mit anderen Augen*. Stuttgart
- Polanyi, M. (1958). *Personal Knowledge*. Chicago Press
- Reichenbach, H. (1983 (1938)). *Erfahrung und Prognose*. Braunschweig
- Reichert, J. (1991a). *Aufklärungsarbeit. Kriminalpolizisten und Feldforscher bei der Arbeit*. Stuttgart
- Reichert, J. (1991b). *Der Hermeneut als Autor - Das Problem der Darstellbarkeit hermeneutischer Fallrekonstruktionen*. in: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*. 4/91: 3-16
- Reichert, J. (1992). *Beschreiben oder Zeigen. Über das Verfassen Ethnographischer Berichte*. in: *Soziale Welt*. 3/92: 331 - 350
- Rorty, R. (1981). *Der Spiegel der Natur*. Frankfurt a.M.
- Rorty, R. (1989) *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Frankfurt a.M.
- Russell, B. (1972). *Vorwort zum Tractatus logico-philosophicus*. in: *L. Wittgenstein Schriften*. Beiheft 1. (68-81). Frankfurt a.M.
- Scott, M.B. und St.M. Lyman (1976). *Praktische Erklärungen*. in: *M. Auwärter; M. E. Kirsch; M. Schröter (Hg.). Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität (73-114)*. Frankfurt a.M.
- Soeffner, H.-G. (1988). *Kulturmythos und kulturelle Realitäten*. in: *ders. (Hg.). Kultur und Alltag (3-20)*. Göttingen
- Soeffner, H.-G. (1992). *Vorwort*. in: *ders. Die Ordnung der Rituale (7-19)*. Frankfurt a.M.
- Steinfeld, T. (1991). *Denker im öffentlichen Dienst*. in: *Merkur* 506: 403-418
- Toulmin, St. (1958). *The Uses of Argument*. Cambridge
- Tyler, S.A. (1991). *Das Unausprechliche: Ethnographie, Diskurs und Rhetorik in der postmodernen Welt*. München
- Van Maanen, J. (1988). *Tales of the Field: On Writing Ethnography*. Chicago
- Weisgerber, Leo (1950). *Vom Weltbild der deutschen Sprache*. Düsseldorf
- Whorf, B.L. (1971). *Sprache, Denken, Wirklichkeit*. Reinbek
- Wittgenstein, L. (1976). *Tractatus logico-philosophicus*. Frankfurt a.M.
- Wolff, St. (1987). *Rapport und Report*. in: *W. von der Ohe (Hg.). Kulturanthropologie (333- 364)*. Berlin
- Wolff, St. (1992). *Die Anatomie der dichten Beschreibung - Clifford Geertz als Autor*. in: *J. Matthes (Hg.). Jenseits der Kulturen (315-329)*. Göttingen